

Arbeit als Thema in der Musik – geht das überhaupt?

„Von Haydn bis zu den Hollies“

Arbeit ist Mühsal, keineswegs für jeden erfüllend, aber für fast alle eine ökonomische Notwendigkeit. Doch Musik soll erfreuen, entspannen oder zum Mitmachen einladen. Das konnte sie im Volkslied vergangener Jahrhunderte; auf die Bühnen- oder Konzertbretter schaffte sie es eigentlich aber erst in jüngerer Zeit.

Arbeit auf dem Lande

Um 1800 leben und arbeiten mehr als 60% der Bevölkerung in Deutschland auf dem Land. Feld- und Hofarbeit ist daher die typische Beschäftigung jener Zeit. Die ländliche Bevölkerung ist in der Musik heiter und wohlgemut. Dafür steht z.B. *Beethovens* 6. Symphonie, die „Pastorale“. Das Gewitter im 4. Satz ist nur eine kurze Unterbrechung des fröhlichen Treibens.

Bezeichnend ist auch die Arie des Pächters Simon im Oratorium „Die Jahreszeiten“ von *Joseph Haydn* aus dem Jahr 1801. Im Frühling singt er:

Schon eilet froh der Ackermann
zur Arbeit auf das Feld
in langen Furchen schreitet er
dem Pfluge flötend nach.

In abgemess'nem Gange dann
wirft er den Samen aus;
den birgt der Acker treu und reift
ihn bald zur gold'nen Frucht.

Das ländliche Idyll, das Haydns Librettist, der *Baron Gottfried van Swieten* hier schildert, hat mit der harten Realität wenig zu tun. Gewiss, im Jahresverlauf gibt es Dürre oder Sturzregen. Versöhnlich heißt es aber dann im Herbst:

Den reichen Vorrat fährt er nun
auf hochbelad'nen Wagen ein.
Kaum fasst der weiten Scheune Raum,
was ihm sein Feld hervorgebracht.
Sein heit'res Auge blickt umher,
es misst den aufgetürmten Segen ab,
und Freude strömt in seine Brust.

Ein Blick auf die katastrophale Lage im Hungerjahr 1816 in weiten Teilen Südwestdeutschlands allerdings straft van Swietens Schilderung Lügen. Aber Probleme oder gar Not wollte der Baron den Zuhörern – unter denen sich kein Bauer befunden haben dürfte – gewiss nicht zumuten.

Viele werden in der Schule das Lied „Im Märzen der Bauer“ gesungen haben. In der von *Walter Hense* 1923 herausgegebenen Version heißt es:

Im Märzen der Bauer die Rößlein einspannt;
er setzt seine Felder und Wiesen in Stand,
er pflüget den Boden, er egget und sät
und rührt seine Hände frühmorgens und spät.

Die Bäurin, die Mägde, sie dürfen nicht ruhn;
sie haben im Haus und im Garten zu tun:
sie graben und rechen und singen ein Lied,
sie freun sich, wenn alles schön grünet und blüht.

So geht unter Arbeit das Frühjahr vorbei,
da erntet der Bauer das duftende Heu;
er mäht das Getreide, dann drischt er es aus:
im Winter da gibt es manch fröhlichen Schmaus.

So stellt sich der typische Städter noch vor hundert Jahren das Landleben mit Rößlein und singenden Frauen auf dem Feld vor. Mit der rückläufigen Bedeutung der Landwirtschaft und ihrer Mechanisierung schwindet aber allmählich das Interesse der Öffentlichkeit an diesem Sujet.

Der Bergbau

Die Arbeit im Bergwerk geschieht im Verborgenen; niemand kann die Bergleute bei der Arbeit beobachten. So ist in weiten Kreisen der Bevölkerung Bergbau kaum ein Thema. Hinzu kommt, dass die Arbeit unter Tage früher von Sklaven sowie gar von Verurteilten zu leisten war oder den Indios in den Anden zugemutet wurde. Erst mit dem Singspiel „Die Bergknappen“ von *Ignaz Umlauf* kommt dieses Berufsfeld auf die Bühne – allerdings steht weniger die Arbeit als eine Romanze im Vordergrund. Ganz staatstragend wird die Arbeit nicht zur Fron, sondern zur Ehre:

„Die Sonne lacht wieder:
Zur Arbeit, ihr Brüder
Mit thätiger Hand
Hohlt Gold aus den Minen:
Dem Staate zu dienen
Welch rühmlicher Stand!“

Der Text war offenbar sehr beliebt, denn er wurde bis 1848 15mal vertont.

Im Berg können auch wunderliche oder gefährliche Gestalten hausen, deren vermeintliche Existenz die Menschen „draußen“ das Gruseln lehrt. Das Unheimliche schildert die Erzählung „Das Bergwerk von Falun“ von E.T.A. Hoffmann, die Hugo von Hofmannsthal zu einem Schauspiel umarbeitete. In dem Bergwerk lebt die mystische Bergkönigin, die einen Bergmann betört und an sich fesselt. Das Schauspiel wurde viel später dann Grundlage einer Oper von *Rudolf Walter Régeny* aus dem Jahr 1961.

Freude am Bergbau haben bestenfalls die *sieben Zwerge* in dem Film *Schneewittchen* aus dem Jahr 1937. So singen sie in ihrem Song „Heigh-Ho”: ‚To dig is what we like to do‘. Das kann man verstehen, denn sie buddeln jeden Tag Diamanten aus, die sie keinem Unternehmer oder keiner anonymen Company abliefern müssen; wozu sie allerdings die Edelsteine schürfen, wissen sie selbst nicht (‚But we don't know what we dig 'em for‘). Doc, ihr Anführer, sammelt sie ein – was damit geschehen soll, bleibt ungeklärt. Es ist offenbar Beschäftigung um der Beschäftigung willen, die frei nach J. M. Keynes eben auch das Bruttosozialprodukt erhöht, selbst wenn die Diamanten nicht gebraucht werden.

Was hätten sie auch sonst machen sollen? Vielleicht hätten sie im Schaukelstuhl gesessen und Märchen gelesen oder Billard gespielt. Uns wäre dann der eindrucksvolle Zwergenmarsch zur Mine über den Baumstamm entgangen und Schneewittchen hätte sich möglicherweise dem Haus nicht zu nähern gewagt – nicht auszu-denken!

Das bittere Los der Bergleute und ihrer Familien schildert wohl am eindrucksvollsten Emile Zola in seinem Roman *Germinal*. Erstaunlich ist, dass erst 2005 daraus eine Oper von *Jorge Muniz* entstand. Viel öfter widmet sich die Pop-Musik den bitteren Arbeitsbedingungen gerade im Bergbau. Sie beschreibt *Lee Dorsey* 1966 in dem Song „Workin' in a coal mine”. Für ihn beginnt der Tag um 5 Uhr morgens: ‚Five o'clock in the mornin', I'm already up and gone. Lord, I'm so tired, How long can this go on?‘

Auch der Song „16 tons”, 1967 phänomenal interpretiert von *Tom Jones*, könnte die Situation in einem Bergwerk beschreiben: ‚You load sixteen tons, what do you get? Another day older and deeper in debt, Saint Peter, don't you call me 'cause I can't go, I owe my soul to the company store.‘ Denn die Arbeiter können mit ihrem Lohn nur im unternehmenseigenen Laden zu überhöhten Preisen einkaufen! Jones kannte die Arbeit unter Tage nur zu gut, denn sein Vater war Bergmann gewesen.

Dass diese Arbeit gefährlich sein konnte, war den Menschen sehr wohl bewusst, wurde aber gerne verdrängt. Dass die *Bee Gees* sich 1967 mit dem Titel „New York Mining Disaster 1941” dieses schwierigen Themas annahmen, erstaunt insoweit, als man sie vor allem aus dem Musical „Saturday Night Fever” kennt. Noch bemerkenswerter war es, dass ein Song über ein Unglück in den USA und in Großbritannien in die Charts gelangte. Allerdings – das mag den Erfolg erklären – lag dem Text kein reale, sondern nur eine fiktive Katastrophe zugrunde.

Die Arbeit in der Industrie und im Büro

Den Song „Jetzt wird wieder in die Hände gespuckt - wir steigern das Bruttosozialprodukt” der Gruppe *Geier Sturzflug* aus dem Jahr 1983 kann man entweder als Kokolores oder als bittere Ironie verstehen: ‚Wenn früh am Morgen die Werkssirene dröhnt und die Stechuhr beim Stechen lustvoll stöhnt‘, so taucht dort eine längst vergangene Arbeitswelt auf – wo noch eine weithin hörbare Sirene den morgendlichen Lärmcocktail bestimmt.

Viel Arbeitsfreude ist wohl nur im Märchen wie in Schneewittchens Zwergenwirtschaft möglich. Leider ist Arbeit in der Realität aber alles andere als vergnüglich. Das beschreiben die *Vogues* 1966 mit dem Song „Five o'clock world“ sehr plastisch; denn es ist stets die gleiche Routine: ‚up every morning just to keep a job‘. Der Tag beginnt um 5 Uhr (wie bei Lee Dorsey) – ‚it's a five o'clock world when the whistle blows.‘ Sie hören jedenfalls die Werkssirene, die noch Geier Sturzflug gekannt haben muss. Das gilt auch für Bruce Springsteen in dem Song „Factory“ aus dem Jahr 1978:

„Early in the morning factory whistle blows
Man rises from bed and puts on his clothes
Man takes his lunch, walks out in the morning light
It's the working, the working, just the working life“

So erlebt er seinen Vater, wie er nach jedem Arbeitstag erschöpft zurückkehrt:

„End of the day, factory whistle cries
Men walk through these gates with death in their eyes“

Wie soll da ein Familienleben, ja die Beziehung zu Frau und Kindern möglich sein? *Rush* beschreibt 1974, wie ihm vor lauter Arbeit das Leben entgleitet:

„Well, I get up at seven, yeah
And I go to work at nine
I got no time for livin'
Yes, I'm workin' all the time“

Erschöpft kommt er um 5 Uhr nach Hause und greift sich ein „ice cold beer“. Auch die *Isley Brothers* sehen 1972 die Belastung ihrer Beziehung; aber sie arbeiten und verdienen doch „für Dich, für mich“, für den gemeinsamen Lebensunterhalt; aber klar: sie würden liebend gern mehr Zeit in ihre Beziehung investieren:

„I'm taking care of business, woman can't you see
I've gotta make it for you and gotta make it for me
Sometimes it seems girl I'm neglecting you
Well I'd love to spend more time I got so many things to do“

Auch Depeche Mode wissen 1983, dass man hart arbeiten muss, wenn man es zu etwas bringen will; aber ruinieren sie sich dabei nicht selbst?

„You got to work hard, you got to work hard
If you want anything at all
Nothing comes easy
And that's a fact
Nothing comes easy
But a broken back“

Und nicht nur physisch ist das gemeint, sondern auch psychisch („broken will“).

Zwar wird in vielen Songs das Geld zum Thema gemacht (z.B. „Money“ von *Pink Floyd*; gleich dreifach in „Money, money, money“ von *Abba*; neidvoll in „Money for Nothing“ von *Dire Straits* oder zynisch in „It’s money that I love“ von *Randy Newman*). Aber es ist dieser bitterböse Chronist des American Way of Life, der nicht daran glaubt, dass die Politik hilft, wenn er 1974 singt: „We ain’t asking you to love us. You may place yourself high above us. (But) Mr. President, have pity on the working man.“ So verbleibt nur der individuelle Protest, wie ihn *Gunter Gabriel* 1974 mit „Hey Boss, ich brauch mehr Geld“ seinem Chef entgegenschleudert.

Der 8-Stunden-Tag, in Deutschland gerade in Frage gestellt, ist bei *Dolly Parton* 1980 tägliche Realität, wenn auch mit späterem Beginn: „Tumble outta bed and I stumble to the kitchen“ und sie fragt sich, „Workin’ 9 to 5 what a way to make a livin’.“ Dass die Arbeitswelt für Frauen nicht nur mühsam ist, sondern auch erniedrigend, zeigt uns *Cher* in „Working Girl“ („The Boss checks out her body“); es ist die Frau, die natürlich lächelnd den Kaffee serviert („Run and get the coffee. And a smile hides the rage in her eyes“).

Arbeit gehört zum Leben – wirklich? Nur wer nichts hat, muss in die tägliche Tretmühle. Das beschreiben die *Rocking Berries* 1965 in ihrem Song „Poor Man’s Son“ sehr realistisch – und sie halten es nur aus, weil sie wissen, wofür sie sich krummlegen:

I’m up each day with the rising sun...
I’ve got a job and it must be done...
I leave for work feeling good 'cause you're on my mind
each part of you helps me pass the time
I’m a poor man’s son...

Aber körperliche Arbeit definiert auch soziale Identität. Kommt nicht das Mädchen/die Frau in allen Songs aus der gleichen Schicht, wie jene, die arbeiten (müssen)? Wohl niemand hat diese Frage so präzise in seinem Song „If I were a carpenter“ zum Ausdruck gebracht wie *Tim Hardin* im Jahr 1967:

If I were a carpenter
And you were a lady
Would you marry me anyway?
Would you have my baby?

Doch es gibt Hoffnung. Denn die Arbeit ist ja auch einmal vorbei. Den Feierabend fest im Blick („But I live for the end of the day“) sehen die *Vogues* „a long-haired girl who waits, I know“. Und auch die *Beatles* pflegen noch 1964 das aus heutiger Sicht doch recht altbackene Bild „Mann arbeitet – Frau wartet auf ihn am Feierabend“: „It’s been a hard day’s night; and I’ve been working like a dog. It’s been a hard day’s night; I should be sleeping like a log. But when I get home to you I

find the things that you do will make me feel alright.' Man mag gar nicht glauben, dass diese und erst recht die weiteren Zeilen von John Lennon (wahrscheinlich bevor er Yoko Ono kennenlernte) geschrieben wurden!

Im gleichen Jahr verblüfft die Band mit „Eight days a week“. Soll die Arbeitswoche verlängert werden? Falscher Alarm! Sie besingen nur die Intensität ihrer Liebe für ihre Angebetete. Der ja auch in Deutschland gängige Begriff der 8 Tage lässt Reminiszenzen wach werden an den Versuch der französischen Revolutionäre mit der 10-Tage-Woche der Religion zu Leibe zu rücken. In der Sowjetunion sollten die Bänder nie stillstehen, daher entfiel der für alle geltende Sonntag.

Etwas ferner ist der Zielhorizont für die *Easybeats* 1966 in einem Song: ‚Wed'sday just don't go; Thursday goes too slow. I've got Friday on my mind‘. Dann geht es mit Power ins Weekend: „Gonna have fun in the city. Be with my girl, she's so pretty‘. Die *Bangles* werden aus den schönsten Träumen (ein Kuss mit Rodolfo Valentino!) gerissen, denn es ist ‚another manic Monday‘, Sie springen mit ihren Gedanken direkt zum Sonntag, ‚cause that's my fun day‘.

Reicht die Hoffnung auf das Wochenende?

Ist der Sonntag wirklich ein Fun Day? Die *Small Faces* wollen 1968 eigentlich mit ihren Nachbarn zusammen sein. Doch die zeigen ihnen die kalte Schulter; sie wollen mit diesen Typen nichts zu tun haben: ‚they got no room for ravers.‘ So wird nichts aus dem „Lazy Sunday afternoon.“ Ob der von den *Bangles* ersehnte Sonntag wirklich so erstrebenswert ist? Ihn beschreiben die *Moody Blues* 1969 doch recht desillusionierend:

„Lazy day, Sunday afternoon,
like to get your feet up, watch TV.
Sunday roast is something good to eat.
Must be lamb today 'cause beef was last week.“

Dass der Sonntag für die ‚drinnen waltende Hausfrau‘ (die Sunday Moms) vielleicht nicht so erstrebenswert ist, macht die Band erstaunlich offen deutlich: ‚Wake up, for tea and buttered scones (It's such a crying shame). Such a lot of work for you, Sunday moms (Week after week the same).‘

Für die Mamas and Papas ist der Montag 1966 jedoch nicht der gefürchtete Wochenbeginn nach einem schönen Weekend, sondern der Katzenjammer nach einem mit einem (neuen) Partner/Partnerin gelebten Wochenende. Denn: ‚But Monday mornin', Monday mornin' couldn't guarantee that Monday evenin' you would still be here with me.‘

Ganz anders beginnt der Arbeitstag für die *Hollies*. Denn eines Tages beginnt dort eine wundervolle Romanze In dem Song „Bus Stop“ heißt es: „Bus stop, wet day, she's there, I say/‘Please share my umbrella‘/Bus stops, bus goes, she stays, love grows /Under my umbrella

All that summer, we enjoyed it/Wind and rain and shine /That umbrella, we employed it /By August, she was mine"

In den sechziger Jahren brachten die *Barron Knights* ein Potpourri zur abgelaufenen Pop-Saison. 1965 machten sie sich in „Pop go the workers“ Gedanken, wie es den ganzen Pop-Größen wohl ergehen würde, wenn sie nicht mehr von den Tantiemen ihrer Musik leben könnten. Für die Rolling Stones wären die Aussichten düster, denn sie kämen mit der geregelten Arbeit gar nichtzurecht.

I clocked in on Friday
Too late to collect my pay
The boss began to moan
I got fired the following day

Für die weiblichen Stars hatten sie einen ‚Roll Back‘ im Visier:

Some of the female groups could get married
Housewives they'd become
They could sit at home all day
And hope their husbands earned their pay
We've heard from them that it's not much fun

Ob John Lennon das wohl bedacht hatte? Schließlich schüttelten sich die Bachelors bei dem Gedanken an geregelte Arbeit:

I don't want to go to work
On me bike in the rain (Bike in the rain)
So keep buying all our records
Then we won't clock-in again

Nur die Kauflust des Publikums könnte sie vor der Stechuhr bewahren.

Und unser eigenes Hauspersonal?

Machen wir uns eigentlich Gedanken über jene, die direkt für uns arbeiten, wir also die Bosse sind? Wieder ist es der Zyniker Randy Newman, der 1983 in „My Life is good“ den Finger in unsere Wunden legt: ‚A couple weeks ago. My wife and I took a little trip down to Mexico. Met this young girl there. We brought her back with us. Now she lives with us in our home. She cleans the hallway; She cleans the stair; She cleans the living room; She wipes the baby's ass; She drives the kids to school; She does the laundry too; She wrote this song for me. Listen‘ (Haha!)

Übrigens: Gibt es irgendeinen Pop-Song über Lust und Leid im Home-Office?